

STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG
CARL VON OSSIEZKY Von-Melle-Park 3 · D-20146 Hamburg



Titel:

Autor:

Purl: https://resolver.sub.uni-hamburg.de/kitodo/PPN1754726119_18901230

Rechteinweis und Informationen

Der Inhalt ist gemeinfrei. Das Digitalisat darf frei genutzt werden.



Zum Zwecke der Referenzierbarkeit und einem erleichterten Zugang zum Original bitten wir um folgenden Hinweis bei der Nachnutzung:

Original und digitale Bereitstellung:
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky
+ Signatur + Link zum Digitalisat

Qualitativ höherwertige Reproduktionen können in verschiedenen Formaten und Auflösungen kostenpflichtig erworben werden. Gebühren werden entsprechend der Gebührenordnung für wissenschaftliche Bibliotheken der Freien und Hansestadt Hamburg erhoben.

Sollten Sie das Objekt in Ihrer eigenen Veröffentlichung verwenden, würden wir uns freuen, wenn Sie uns darüber informieren und uns die bibliographischen Angaben Ihrer Publikation mitteilen. Wir freuen uns natürlich sehr, wenn Sie uns zur Information sogar ein Belegexemplar der Publikation zukommen lassen können.

Kontakt für Nachfragen:
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg – Carl von Ossietzky –
Von-Melle-Park 3
20146 Hamburg
auskunft@sub.uni-hamburg.de
<https://www.sub.uni-hamburg.de>

Hamburger Echo

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis beträgt: durch die Post bezogen (Nummer des Postkatalogs 2616) ohne
Bringsgeld vierteljährlich M 4,20; durch die Kaspertour wöchentlich 36 1/2 frei in's Haus.
Gesamtwertiger Redaktor: Otto Stolten in Hamburg.

Dienstag, den 30. Dezember 1890.

Anzeigen werden die fünfzehnpennige Zeile über dem Raum mit 20 1/2
für den Arbeitsmarkt und Vermietungsanzeigen mit 20 1/2 berechnet.
Anzeigen-Kannahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämtl. Annoncen-Büreau.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Abonnements-Einladung.

An unsere Leser und die es werden wollen!

Das erste Quartal, in welchem die gesammte deutsche Arbeiterpresse und mit ihr das „Hamburger Echo“ nicht mehr unter dem Jubel des Sozialistengesetzes stand, das ihm jeden Augenblick den Lebenshauch abschneiden konnte, ist vorüber; die größere Bewegungsfreiheit hat es uns ermöglicht, in jeder Beziehung die Bedürfnisse der Sozialdemokratie, in deren Dienst wir uns gestellt, energisch zu vertreten, ihre Lehren klar vor allem Volk zu vertreten.

Der Erfolg hat sich auch in der Zunahme der Zahl der Leser und Abonnenten des „Hamburger Echo“ gezeigt. Mit Vergnügen blicken wir auf ihn zurück und werden uns denselben als weiteren Ansporn dienen lassen, unsere Leserschaft möglichst auf allen Gebieten des Volkes zu vertreten. Mit dem Neuaufleben des politischen Lebens wächst die naturgemäß das Interesse an der Politik und an einer solchen konsequenten Stellungnahme zu allen politischen Fragen, wie wir uns derselben stets befleißigt haben. Wir dürfen uns daher wohl auch der angenehmen Hoffnung hingeben, daß das „Hamburger Echo“ im neuen Quartal nicht nur seinen alten Abonnentenkreis halten, sondern denselben noch erheblich vermehren wird.

Um auch auf dem Gebiete der Unterhaltung unsern Lesern mehr als bisher bieten zu können, werden wir mit dem am 1. Januar beginnenden neuen Quartal dem „Hamburger Echo“ das wöchentlich einmal erscheinende illustrierte Unterhaltungsblatt „Der Gesellschaft“ anhängen.

— gratis ohne Preisveränderung — beilegen.

Bei dem gebiegenen Inhalte des, einem Theile unseres Leserkreises bereits bekannten Unterhaltungsblattes, das sich speziell die Pflege des sozialen Romans zur Aufgabe gemacht hat und den neuen Jahrgang mit dem Rückblick des berühmten Romans von Edward Bellamy: „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887“ in einer vorzüglichen Uebersetzung von Clara Zellin, beginnen wird, werden unsere Leser diese neue Beigabe gewiß mit Freude aufnehmen.

Der Preis des „Hamburger Echo“ wird also in Zukunft mit Einschluß des „Gesellschaft“ nicht höher sein als bisher für das „Hamburger Echo“ allein:

wöchentlich 36 Pfennig, wofür es durch die Kaspertour frei in's Haus geliefert wird, oder, durch die Post bezogen, ohne Bringsgeld M 4,20 pro Quartal.

Wir hoffen, daß diese neue Erweiterung des „Hamburger Echo“ denselben im neuen Quartale auch wiederum zahlreiche neue Abonnenten zuführen wird, daß es immer mehr in jedes Arbeiterheim eindringen wird, damit es hier im nördlichen Empirium der Arbeiterbewegung seine Stätte, wo Arbeiter haufen, mehr giebt, an der das „Hamburger Echo“ nicht zu finden ist.

Redaktion und Verlag des „Hamburger Echo“.

„Der Sozialismus ein alter Ladehüter.“

* „Alles schon dagewesen!“ sagt der Rabbi Ben Alisa bekanntlich (in Goglow, „Mein Alisa“), in Uebersetzung mit dem Wort des Predigers Salomo: „Nichts Neues unter der Sonne“, und es giebt Leute, welche zwar nicht den Papst, aber doch gewisse orakelhaft klingende Sentenzen für unfehlbar halten und allen Ernstes nachzuweisen sich bemühen, daß alle Erfindungen

und Einrichtungen der Neuzeit schon in grauer Vorzeit irgend einmal vorhanden gewesen sind.
Wir erinnern uns, daß ein grundgesetzliches Haus vor Jahren in einer grundgesetzlichen Abhandlung ausfuhrte, daß schon der Salomonische Tempel einen Vizepräsidenten hatte; sein Hauptargument fügte sich auf die Differenz der Höhenmaße in den Büchern der Könige und den Büchern der Chronik.

Demnach müßte es mit seltsamen Dingen zugehen, wenn nicht auch der sozialdemokratische Sozialismus schon einmal dagewesen wäre. Und in der That, der Rabbi Ben Alisa bleibt im Recht, und wer's nicht glaubt, der lese die z. B. viel folportierte Broschüre: „Die soziale Frage und das Programm von Hugo Barbed, Antiquar und Magistratsrath.“ Da heißt es unter Anderem, „daß das ganze sozialistische Programm ein alter Ladehüter ist, der wieder einmal neu aufpolirt zum Herzeinschlagen angepriesen wird. Keine Herren, ich sage Ihnen, das ganze sozialistische Programm ist nichts weiter als.“ Und zur Befestigung dieser Behauptung läßt der Herr Antiquar und Magistratsrath Hugo Barbed die Verfasser verschiedener kommunistischer Staatsromane aufmarschieren, an deren Spitze den griechischen Philosophen Plato, der in seinem Werk über den Staat das leibhaftige sozialdemokratische Gesellschaftsideal entworfen haben soll.

Ob der Antiquar und Magistratsrath Hugo Barbed den Plato selbst gelesen oder vielleicht nur etwas über den platonischen Staat hat läuten hören, vielleicht von seinem das Gymnasium besuchenden Knaben, lassen wir dahingestellt sein; das Letztere ist das Wahrscheinlichere. So viel aber ist sicher, daß das Wort „Alles schon dagewesen“ zwar nicht vom sozialdemokratischen Gesellschaftsideal, wohl aber von der Hugo Barbed'schen Entdeckung gilt. Obgleich nämlich der Antiquar und Magistratsrath Hugo Barbed sich auf die Neuheit dieser Entdeckung viel zu Gute zu thun scheint, ist er doch nicht der Erste, der diesen Unfuh behauptet. Schon vor Jahrzehnten haben feiste Köpfe das Gleiche gesagt, sind aber so gründlich abgelehrt worden, daß sich in den letzten Jahren die Gegner nur selten mit dieser Behauptung aufzutreten getraut haben; nur der Antiquar und Magistratsrath Hugo Barbed, der zwar scheinbar viel über den Sozialismus gelesen hat, aber meistens eklektische und erbsinnliche geistige Nachwerke (z. B. den jämmerlichen Witz des Konfessionsraths Munding, „Die Ugen des sozialistischen Evangeliums“) und sicherlich außer Bebel's „Frau“ nicht eine einzige bedeutende Schrift aus sozialistischer Feder; nur er tritt wieder einmal mit dem farnomantischen Sicherheit der Unwissenheit mit diesem gegnerischen „Ladehüter“ vor sein Auditorium.

Schon in vorparlamentarischer Zeit hat ein unter dem Pseudonym Symmachus schreibender sehr sachkundiger Autor in einem „Demokratie und Sozialismus im alten Griechenland“ betitelten Artikel evident nachgewiesen, daß der platonische Staat vom modernen Sozialismus ebenso weit entfernt war wie — die griechischen Demokratien von einer modernen Demokratie.
Was man in der Staatsverfassung der alten Griechen Demokratie nennt, stellt sich, bei Licht besehen, als eine erweiterte Aristokratie dar. Und der angebliche sozialistische Zukunftsstaat Platos entpuppt sich bei näherer Betrachtung als der — spartanische Vergangenheitsstaat.

Der angebliche kommunistische Idealstaat Platos, sagt Symmachus, sollte aus drei Klassen bestehen, aus den Regierenden, den Kriegern und den Handwerkern und Ackerbauern, wozu Letztere in diesem angeblichen „Zukunftsstaat“ nicht sehr glimpflich behandelt werden. Plato würdigt sich übrigens nicht herab, ihrer eingehend zu gedenken, denn er hegt dieselben Vorurtheile über sie, wie seine Zeitgenossen. Auch von den Regierenden spricht er wenig, jedenfalls sind sie sehr bedürftiglos, da sie sämtlich Philosophen sein sollen. Am meisten beschäftigt sich Plato mit der Klasse der Krieger und eben die Vorschläge, welche diese be-

treffen, sind es, die dem Staatsphilosophen den Titel eines Sozialisten eingetragen haben. Die Krieger sollen in Weiber- und Kindergemeinschaft leben und den Unterschied von Wein und Weizen nicht kennen, das Weib soll an den Uebungen und Pflichten, sowie an den Rechten des Mannes theilnehmen, die Kinder werden gemeinsam erzogen, die Schwadronen werden ausgeübt.

Alle diese Vorschläge Platos klingen sehr revolutionär und kommunistisch, man könnte daher annehmen, Plato sei, wenn auch kein demokratischer, so doch ein aristokratischer Sozialist und Revolutionär gewesen.
Zum Unglück für diese Annahme haben die Geschichtsforscher herausgefunden, daß Plato als Politiker ein eifriger Anhänger der spartanischen Aristokratie war. Die Geschichtsforscher — d. h. die unbefangenen — haben dann die spartanische Verfassung, die zu Platos Zeiten schon über ein halbes Jahrtausend alt war, mit dem platonischen „Zukunftsstaat“ verglichen und gefunden, daß sie einander ähneln wie ein Ei dem andern.

Plato will drei Klassen von Bürgern haben, diese drei Klassen haben wir in Sparta in schönster Ordnung: die Regierenden, zwei Könige und die Gerusia (Rath der Älten), bestehend aus 28, mindestens 60 Jahre alten Greisen; die Spartaner, welche nichts zu thun hatten, als sich in den Waffen zu üben; und die Handwerker und Landbauern (Perien), welche die Pflicht hatten, Steuern zu zahlen, um die Krieger zu erhalten, dafür aber nicht die mindesten politischen Rechte besaßen. Wie bei Plato, finden wir in Sparta gemeinsame Erziehung der Kinder und Aufzucht der Untertänigen; hier wie dort ferner derselbe Kommunismus unter den Kriegern, d. h. den Spartanern.

Beim Lichte betrachtet, finden wir also in Sparta in roheren Formen das, was Plato schilderte, und wenn wir die politische Stellung derselben damit zusammenfassen, müssen wir zu dem Schluß kommen, sein „Zukunftsstaat“ sei eigentlich ein Staat der grauen Vergangenheit, und es entpuppt sich der angebliche Revolutionär als ein in der Wölle gefärbter Reaktionsär, der Sozialdemokrat als Aristokrat.

So Symmachus. Damit stimmt vollständig überein das Urtheil des gewiß unbefangenen Schwiegler, der in seiner Geschichte der griechischen Philosophie schreibt: „Es ist der vollständige Nachweis dafür geliefert worden, daß fast alle Elemente des platonischen Staats aus historisch gegebenen Verfassungen, genauer, daß sie aus dem davischen (d. h. spartanischen) Lebens- und Staatsideal, besonders aus den Einrichtungen des spartanischen Staats entlehnt sind. Der aristokratische Charakter der platonischen Verfassung, die strenge Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, das Drängen auf politische Einheit, die einfache Lebensweise u. d. untergeordnete Stellung des dritten oder Handwerkerstandes u. — alle diese Anordnungen und Einrichtungen der platonischen Republik finden ihre Parallelen im spartanischen Staat. Man kann also sagen, die platonische Republik sei eine systematische Verwirklichung derselben Ideen und Lebensmaximen, auf denen der spartanische Staat beruhte.“

Welche trasse Ignoranz und Borntheit gehört außerdem dazu, das sozialistische Gesellschaftsideal mit dem platonischen Staatsideal zu identifizieren! Der Sozialismus will der Arbeit die ihr gebührenden Rechte und Würde erkämpfen resp. einräumen, der platonische Staat erlaubt sie derselben. Der Sozialismus will nicht wie der Kommunismus Güter, Weiber und Kindergemeinschaft, er will bloß Sozialisierung der Arbeitsmittel und gesellschaftliche Produktion, von Weiber- und Kindergemeinschaft ist bei ihm entfernt keine Rede und ebensowenig von gemeinschaftlichem Konsum. Der Sozialismus will — im Gegensatz zur platonischen Klassentrennung — jeden Klassenunterschied aufheben. Jeder soll, gemäß seinen Fähigkeiten und Neigungen theilnehmen an der gesellschaftlichen Arbeit, wobei ihm aber noch Zeit genug bleibt, sich nach Neigung zu beschäftigen.

tigen. Der Sozialismus will die ausgedehnte Freiheit für die Individuen, während der platonische Staat auf eisernem Zwang beruht.

Und wie mit dem platonischen Staat, so verhält es sich mit den anderen Staatsidealen und Staatsromänen, mit deren Aufzählung die Bettelgelehrsamkeit des Antiquars und Magistratsraths Hugo Barbed so bide thut.

Die Feigheit des Sozialismus mit ehemaligen Staatsidealen ist eine höchst oberflächliche und scheinbare und nicht größer als die Feigheit des elektrischen Telegraphen mit den Telegraphen früherer Zeiten. Und mit Erlaubnis des Rabbi Ben Alisa ist der Sozialismus allerdings vollständig ein Novum (Neues), denn er setzt die entwickelte moderne Produktion mittels Dampf und Maschinerie voraus. Denn nur sie bedingen die Durchführbarkeit und die hohen Vorräthe der sozialistischen Gesellschaftsform.

Die famose Broschüre des Antiquars und Magistratsraths Hugo Barbed ist wirklich eine prachtvolle Leistung des antisozialistischen Kampfs mit geistigen Waffen.

Von der Weltbühne.

Wird die Sozialdemokratie siegen? — In der Nr. 299 und 300. befrachten wir unter dieser Stichworte eine Schrift des Herrn Landesgerichtspräsidenten Leopold v. Kunowski in Viefels, die den gleichen Titel führt. Der Herr Verfasser sendet uns nun folgende Zuschrift:

Viefels, den 27. Dezember 1890.
Die geehrte Redaktion hat mir die Ehre erwiesen, in die Nummer Ihrer Zeitung vom 23. d. M. einen Bericht über das von Kurzem erschienene kleine Buch von mir: „Wird die Sozialdemokratie siegen? Ein Blick in die Zukunft dieser Bewegung“ aufzunehmen. Derselbe liegt im Eingange: ich hätte obige Frage „bejaht.“ Ich habe die Antwort auf die spezielle Frage des Kap. II. „Wird die Sozialdemokratie wirklich den Sieg erringen?“ am Schluß dieses Kap. II. — nicht als eine absolute Uebertreibung ausgedrückt — sondern als eine Schlußfolgerung aus den vorangegangenen kulturhistorischen Betrachtungen, jedoch dahin zu geben versucht: „es werde nach menschlichen Ermessen, wenn nicht eine allerdings jetzt nicht voraussetzbare innere Umanänderung des Volksgesistes eintrete, dann verhältnißmäßig in den nächsten Jahrzehnten einmal eine (nach den späteren Darlegungen vorübergehende) Ueberwindung der bestehenden Verhältnisse durch die Sozialdemokratie eintreten.“

Der Herr Berichterstatter hat es übersehen, daß an dieser maßgebenden Stelle die Antwort auf jene speziellen Dinge (welche noch eine etwas andere ist als die Hauptfrage des Buches) zu geben verstanden ist. Diese Antwort ist aber doch etwas anderes als eine einfache Uebertreibung. Der Bericht ist also in diesem Punkte thatsächlich nicht richtig. Denn ebensoviele wie jemand, welcher als Randbemerkung auspricht: „Dah, wenn in noch 4 Wochen lang regnerisches Wetter fortdauere, also das Wetter sich nicht ändere — was jetzt nicht voraussetzen sei — dann eine unangenehme Ernte eintreten müsse“, dann ohne Weiteres eine unangenehme Ernte direkt voraussetzt, ebensoviele hat der Verfasser einfach und unbedingt an der bezüglichen Stelle einen momentanen Sieg der Sozialdemokratie vorausgesetzt. Der Zusammenhang mit dem in Kap. II. vorhergehenden Satz wirdem deutlich, daß der Verfasser meint, eine Katastrophe werde dann verhältnißmäßig eintreten, wenn die inneren Umanänderung „des Volksgesistes“ abgewandte egoistische Denkart, die Genußsucht, die neue Unterwerfung einer künftigen verfassungsmäßigen Demokratie und die Vernichtung jedes Staatswesens gesellschaftliche Gleichgültigkeit gegen die religiösen Grundlagen im Volkseisen — wie sie nach der Ansicht des Verfassers bei uns, den Gegnern der Sozialdemokratie, in einem bedeutenden Umfange wahrzunehmen und aus diesen Krisen größtentheils erst auf die einfacheren Volkstheile übergegangen sei — durch die nächsten Jahrzehnte unverändert bleiben würden. Ich darf wohl hoffen, daß die geehrte Redaktion im Interesse der Wahrheit und eines gerechten geistigen Kampfes aus dieser ergänzenden Verifikation freiwillig Raum geben wird.

Wir gestatten uns zu diesem Schreiben des Herrn v. Kunowski einige Bemerkungen. Wir glauben, den Sinn seiner Ausführungen ganz richtig erkannt und wiedergegeben zu haben. Unsere Angabe, daß er die Frage, ob die Sozialdemokratie siegen werde, bejahe, ist ge-

macht unter der ausdrücklichen Mittheilung seiner eigenen Voraussetzungen und lediglich auf diese Voraussetzungen kann es uns bei der Kritik ankommen. Daß der Herr Verfasser so offen und richtig erklärt: es werde verhältnißmäßig ein Moment der Ueberwindung der bestehenden Verhältnisse durch die Sozialdemokratie eintreten, wenn nicht eine ideale Aufhebung des Eigenthums u. dgl. greife — grade das rechnen wir ihm in unserer Zeit als achtungswerthen Muth an. Aber wir theilen unsere Meinung auch mit, daß der Herr Verfasser der Ansicht ist, der (nach Maßgabe der von ihm selbst gemachten Voraussetzungen herbeigeführte) „sozialistische Zukunftsstaat“ werde sich nicht lange halten können, indem „schließlich doch wieder Kirche und Monarchie den Sieg erringen würden.“

Damit ist wohl die irrige Auffassung des Herrn Verfassers, wir hätten ihn die Frage nach dem Siege der Sozialdemokratie unbedingt bejahen lassen, berichtigt. Wir glauben aber noch ausdrücklich konstatieren zu sollen, daß der Herr Verfasser auch in seiner mitgetheilten Einblendung den achtungswerthen guten Willen bezeugt, die große Zeit- und Streiffrage ehrlich, ohne Geschäftigkeit zu diskutieren. Ein geistiger Kampf mit solchen Mann, aus welchem ehrliche — wenn auch nach unserer Ansicht irrige — Uebersetzung spricht, gewinnt selbstverständlich einen anderen Charakter, als wenn sich dabei um die Tendenz-Joueleien eines Eugen Richter handelt.

Ein Regenat an der Arbeit. Die älteren Parteigenossen werden sich gewiß eines Herrn Oberwinders erinnern können, welcher früher einmal einer der Führer der hiesigen Sozialdemokratie war. Er geriett sich damals als einer der „Reithen“, so ziemlich in demselben Geiste, den sein ehemaliger Freund Johann Most noch jetzt als anarchischer Generalstabschef bezeugt. Seine äußerlich bedeutende „Führer“-Rolle hatte er übrigens bereits Anfang der sechziger Jahre ausgeübt. Die Erfahrungen und einschüchternden Gesinnungen hatten bald erkannt, daß er nur ein politischer Streber sei, der die sozialdemokratische Bewegung nur als Mittel zum Zweck brauchen wollte. Im Jahre 1879 wurde er von Anbrechts Scheu im Jagen der österreichischen Sozialdemokratie, der Wiener „Gleichheit“, öffentlich eines erbarmlichen Karakters und egoistischer Absichten beschuldigt. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er als „Hauptpläne“ sich immer hinter den Kulissen halte und andere für sich agitiere und die Suppen ausleere, die er eingekauft; daß er ein Agitat provokator schlimmerer Sorte sei; daß er Parteigänger geküßelt und brutalisiert und Alles in Allem eine „Schandbeule an der österreichischen Arbeiterbewegung“ sei, die entfernt werden müsse. Im Jahre 1870 war Oberwinders mit Scheu wegen Vöckerraths verurtheilt, aber bereits nach einigen Monaten amnestirt worden.

Oberwinders freute gegen Scheu wegen der muthmaßlichen Angriffe Vöckerraths wegen an. Das Urtheil des Gerichts aber nahm auf Grund der sehr eingehenden Verhandlungen und der Thatsache, daß er hohen Beschuldigungen an und trotz der Angelegenheiten Scheu frei. In der Verhandlung sagte Scheu u. a.: „Herr Oberwinders liebt es sehr mit der Arbeiterbewegung von sich reden und „Effekt“ zu machen. Sie war für ihn ein Paradies, über dessen Kapellen er sich in den Kreisen seiner Bourgeoisgesellschaft schickte Komplimente machen ließ. Am 13. Dezember 1863 — und das wurde mit jeder Zeit später — sollte ein solcher Anlaßfert gemacht werden (nämlich die Demonstration, welche den Vöckerrathsprozess zur Folge hatte). Herr Oberwinders saß in der ersten Reihe, hielt sich aber im schmerzhaften Momente fern und leugnete hinterher, auch nur das Mindeste von der Sache gewußt zu haben. Er ließ ruhig zugucken, wie Andere vor Gericht mit Scheu die Verantwortung auf sich nahmen für Dinge, die sie nicht begangen hatten.“

Durch diese Gerichtsverhandlung war Oberwinders für die Arbeiterbewegung ein für alle Mal unmöglich geworden. Er wurde Mitarbeiter der Polizei und hat als solcher noch im vorigen Jahre in Paris, gelegentlich des internationalen Kongresses sich bemerkbar gemacht.

Dieses selbige Individuum nun ist jetzt Agitator der sogenannten „Ordnungspartei“ in Deutschland geworden; er hilft die Sozialdemokratie „geheim bekämpfen“. Kürzlich sprach er in Burgdam bei Bremen in einer vom Direktor der dortigen Wollwäberei einberufenen und auch von den Geistlichen der ganzen Umgebung besuchten Versammlung über die „Politik des Kaiser“.

Der Redner leitete sich nach einem Bericht der „Bremser Bürgerzeitung“ u. a. folgendermaßen: „Es sei zu beachten, daß Karl Marx nach englischer Schicht, wo ich die Mittags- und Beierpause abgerechnet, bis acht Uhr bleibe, dann eile ich zu Abend und nähe wieder bis zehn Uhr, die folgende Stunde ist zu meiner Erholung bestimmt, die ich meistens, wenn es nicht regnet, dazu benutze, aus dem Fenster auf die Straße hinauf zu sehen, und das verworrene Gesele und Treiben der Großstadt zu beobachten. Und glauben Sie mir, mein Herr, es spielen sich in den Straßen Berlins oft recht eigenthümliche, oft aber auch recht traurige Szenen ab. So bald es sich regnet, begreife ich mich zum Vorschein. Das am Tag dahin, nur der Sonntag ist etwas anders. Früh dabei ich zuerst einen Brief nach Hause, die übrige Zeit des Sonntags bringe ich entweder mit der Unterhaltung neuer, oder dem Aussehen alter Kleider und Wäsche zu. Nachmittags nähe ich wieder für's Geheiß, und schreibe mir zu einem kleinen Nebenberuf, der geparkt wird und meinen jedesmaligen Nebenberuf bildet; der Ueberfluß, der sich dann noch herausstellt, wird zum Ankauf kleiner Geschenke für die Weinigen verwendet. Ich das nicht sehr einfach gefügt.“

„Allerdings sehr einfach!“ befähigte er in bitt'rem Tone. „Gehen Sie denn zu seinen Vergnügungen?“ „Sehr selten, denn es fehlt mir an Zeit und Geld“, sagte er lachend, „zwei Faktoren, mit denen man unbedingt rechnen muß, aber ich war, sondern ich bin ein bin, im Weinberg-Theater und in dem Kröllchen-Theater. Und Opernhaus, Rikss, Kongste, Bälle, Landpartien?“ „Ich folte Verzicht an.“

„Drei! So viel als einmal! Diese Vergnügungen sind für mich unerschwingbar, zwei oder drei Mal war ich noch im Theater mit einigen Kollegen.“

„Sind diese auch so genügend?“

„Zwischen mir und jenen besteht aber auch ein himmelweiter Unterschied, denn ich habe Wiften zu erfüllen, sie nicht.“

„Und Sie sind mit Ihrem Vorse zufrieden?“

„Ich muß wohl“, sagte er mit einem tiefen Seufzer

„Georg Verlach verlan in tiefen Nachdenken, ihm habe sich hier ein Leben voller Arbeit, Mühen, Genuß und Entschädigung erschlossen, er konnte das Lebens Roth und Gorge nicht, er war in Luxus und Reichthum aufgewachsen, als einziger, vergötterter Kind reicher Eltern. Die Mutter war ihm gestorben, und es mußte Jahre zählen, und sein Vater, der nicht wieder geheiratet hatte, verlor dem abgöttisch geliebten Sohne seinen Bunsin. Als Johann der Vater vor vier Jahren starb, hinterließ er seinem Sohne, außer einem sehr beträchtlichen Baarvermögen, ein glänzend schuldensches Landgut, eine prächtige Villa in der Stadt und ein altes, renommiertes Getreidegeschäft, welches großartig betrieben wurde.“

(Schluß folgt.)

Auf der Reise.

Eine Liebesgeschichte von Johanna Greie.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin herrschte reges Leben. Der Zug nach Königsberg sollte abgehen; eben läutete es zum dritten Male, da stürzte eilig noch ein großer, eleganter Herr über den Perron und sprang rasch noch in ein vom Schaffner geöffnetes Koupé dritter Klasse. Kaum und er hin, als sich der Zug auch schon in Bewegung setzte. Im Koupé war nur ein Platz für einen jungen Dame besetzt, und an diese wandte sich der Herr, nachdem er seinen schwarzen, kleinen Handtöcher und eine Reisetasche auf den Rand gelegt und sich selbst gesetzt hatte. Er lästerte artig den Hut und sagte mit klangeroller Stimme:

„Ich bitte um Bezeigung, mein Fräulein, wenn ich höre, ich werde bereits an der nächsten Station umsteigen. In der Eile bemerkte ich nicht, daß ich in ein Damentönpö gerathen bin und selbst wenn ich es bemerke, so hätte ich doch keine Wahl mehr gehabt, wenn ich nicht sitzenbleiben wollte.“

Das Umhellen dürfte kaum nöthig sein“, antwortete lächelnd die Dame, wie lebhaft ich auch, in diesem Koupé für Nichtstauer, nicht aber in einem Damentönpö. Stören können Sie mich nicht, denn wenn man sich auf Reisen begiebt, so muß man sich auch darauf gefaßt machen, dies in Gesellschaft zu thun.“

In der That verhielt sich aber, wie leichtlich zu gemuthet hatte, allein zu sein, sie hatte extra dem Schaffner ein Kängschenhünd geordert, dieser hatte ihren Wunsch erfüllt, der von einem anderen, pflichtgetreuen Schaffner durchgeführt worden war.

„Ich sage Ihnen meinen besten Dank für Ihre freundlichen Entgegenkommen.“

Dann herrschte Schweigen.
Die Dame öffnete ein kleines, neben ihr liegendes Handtäschchen und entnahm denselben ein Buch, in dessen Inhalt sie sich vertiefte. Der Herr griff in die Brusttasche seines Jacketts, zog eine Zeitung hervor und begann anscheinend eilig zu lesen, in Wahrheit studierte er aber die reizende, jugendliche Erscheinung seiner Reisefährtin. Es war ein feines, anmuthiges Gesicht, mit großen, mandelförmigen, braunen Augen, deren Schönheit ihm schon vorhin aufgefallen, einem feinen, leicht gebogenen Näschen und einem frischrothen, lachenden Mündchen. Der Teint war ungemein hart und von seltener Reinheit und Feinheit. Unter der niedrigen, hellen Haube sahen sich einige seidene, goldbraune Locken

hervor und fielen anmuthig auf die weiße Stirn. Ein knapper Mantel umschloß die zierliche Gestalt.
Der heimliche Beobachter glaubte noch nie zuvor in seinem Leben einen anmuthigeren, lieblicheren Gesicht begegnet zu sein und er wurde nicht müde, das reizende Gesichtchen zu betrachten.

Während sah die junge Dame auf und als sie die auf sich gerichteten bewundernden Blicke ihres Reisefährten wahrnahm, suchte sie zusammen und tiefe Purpurnügel überzog ihr Antlitz. Der junge Mann schaute das höchst Unpassende seines Benehmens, er war viel befährter und sollte vergebens nach Worten, die ihn seiner Belegenheit entziehen sollten. Da kam der Schaffner und überreichte die Wiften, um sie zu kuppeln. Er sagte sehr höflich, nachdem er die Wiften zurückgegeben:

„Sie können schon an der nächsten Station in das Koupé erster Klasse umsteigen, mein Herr, ich bin sehr gern bereit, Ihre Güte zu bezeugen.“

„Danken Sie mir“, wehrte der Herr, „vorläufig bleibe ich, wo ich bin, es fährt sich auch recht gut dritter Klasse.“

Er drückte dem Schaffner die Hand, dieser schloß das Fenster. Es war sehr näßig geheizt in dem Koupé und das junge Mädchen schenkte leicht zusammen, moß den scharf beobachtenden Blicke des Herrn nicht entgehen.

Darf ich Ihnen eine Rede anbieten, mein Fräulein? Ich habe einen sehr schweren, polgefahrten Paletot an, der mir schon jetzt anfangt recht lästig zu werden, ich nehme Sie an, ich entnehre die Rede nicht.“

Das junge Mädchen erröthete leicht.

„Nein, ich danke Ihnen, so schüchtern ist es nicht, und ich glaube, es wird nach und nach auch wärmer.“

„Aber bitte, nehmen Sie doch!“

Endlich nach vielen Zureden seinerseits und lebhaftem Protestiren ihrerseits, gelang es ihm, sie zur Annahme der Rede zu bewegen.

„Haben Sie eine weiße Reise vor?“ fragte er dann.

„Ich reise nach Königsberg.“

„Das trifft sich ja prächtig“, sagte er hocherfreut, „ich habe ganz dasselbe Ziel, und wenn Sie gestatten, dann bleibe ich in diesem Koupé sitzen, es reist sich bedeutend besser in Gesellschaft, und nirgends wird man leichter bekannt, als im Eisenbahnkoupé.“

„Aber Sie haben doch ein Villet erster Klasse?“

„Das schadet ja nichts, ich werde sehr gegen eins, daß hier die Zeit viel schneller schwinden wird, darf ich bleiben?“

„Das hängt ja doch nur von Ihnen ab.“

„Persönlichen Dank, mein Fräulein, ich mache von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch. Sie gestatten, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Georg Verlach.“

Er nahm aus einem kleinen, kunstvollverarbeiteten Wiften eine einfache, weiße Karte, darauf stand: Georg Verlach, Kaufmann, Königsberg.

„Mit einer Wiftenkarte kann ich leider nicht dienen, Sie müssen sich also schon begnügen, wenn ich Ihnen meinen Namen nennen“, Gildgardsch, Verlach.“

„Welch reizender Name und nun lassen Sie uns gute Reise kameradschaftlich halten. Ist Ihnen das recht?“

Er streckte ihr bei diesen Worten seine schlanke, weiße Hand entgegen, an deren kleinem Finger ein kostbarer Brillantiring funkelte. Etwas abgerundete letzte sie einen Moment ihr feines, warmes Händchen hinein und er bemerkte, daß die drei ersten Finger der rechten Hand an ihren Spitzen arg gestochen waren. Sollte sie Mäherin sein? Dazu sah sie beinahe zu sein aus; er nahm sich daher vor, Mäheres zu erfahren, und fuhr fort:

„Sind Sie fremd in Königsberg?“

„Nein, denn ich bin Königsbergerin; der Juvet meiner Fei ist mein Mütterchen zu bezeugen, die ich seit einem Jahre nicht gesehen habe.“

„Dann sind wir ja Landsleute! Nun, hoffentlich bleiben Sie längere Zeit da und ich sehe Sie dann einmal wieder.“

„Das begreiffe ich, denn meine Zeit ist sehr beschränkt, ich habe nur sechs Tage Urlaub, zwei davon gehen auf die Reise und die vier Tage widme ich mich ganz meiner Mutter und meinem Bruder, denn nachdem heißt es, sich ja wieder auf eine lange Trennung gefaßt machen, da es mir nur einmal im Jahre verlohnt ist, auf wenige Tage bei den Meinigen zu verweilen.“

„Sie sind in Berlin in Stellung?“

„Ja, ich fungiere schon zwei Jahre in dem Konfektionsgeschäft von H. als Verkäuferin.“

„Sind Sie denn in Königsberg nichts Passendes?“

„Für mich nicht, ich war ein Jahr lang als Lehr- ling in dem Geschäft von Gildgardsch Hellfort tätig, dieses löste sich auf wegen Zahlungsunfähigkeit, und sechs Monate lang mühte ich mich vergeblich ab, denn die wenigen guten Stellen waren besetzt, und andere, mir gebotene Stellen konnte ich aus mehrfachen Gründen nicht annehmen, oder das Gehalt war aus das niedrige Maß beschränkt. Rehn bis zwanzig Mark monatlich.

bei einer Arbeitszeit von früh sieben bis Abends zehn Uhr.“

„Ja, sind denn aber in Berlin die Verhältnisse besser?“

„Das nun wohl nicht, aber ich erhielt durch Vermittlung der Schwester eines Freundes von meinem Bruder meine jetzige Stelle, da sich meine Vorgängerin verheiratet, so rücte ich in den vakanten Posten ein, ich befinde mich auch ganz heilich. Roth und Logis erhalte ich im Hause meines Bräutigams und beziehe außerdem, ertheilt des Wiftengeheimnisses, dreißig Mark monatlich, die Arbeitszeit ist von früh acht bis Abends acht Uhr.“

„Und diese Summe genügt Ihnen sonstigen Anforderungen?“ fragte Verlach wieder.

„O, so viel darf ich ja gar nicht brauchen“, antwortete das junge Mädchen, „das wäre wohl noch schäner, wenn ich eine derartige Reichthümerin sein würde. Die Hälfte schicke ich regelmäßig meiner Mutter, die nur eine sehr geringe Pension, monatlich vierundzwanzig Mark, bezieht, mein Bruder, der als Schreiber beim Reichsanwalt Einten beschäftigt ist, verdient noch zu wenig, um sie zu unterstützen.“

„Aber dann begreife ich fast nicht, wie Sie mit fünfzehn Mark Alles beschreiben wollen, mir ist's ein Räthsel. Sie sind jung und lebensfähig und wollen doch auch gern einmal in's Konzert oder in's Theater gehen, und dann kann man doch wohlthätig nicht mit fünfzehn Mark befreiten, das werden Sie mir gewiß zugeben müssen.“

„Er hatte sich ordentlich in Eifer geredet, sein Wiften glitt an der, wenn auch sehr einfachen, so doch geschmackvollen Toilette des jungen Mädchens herab, und plötzlich flog ein häßlicher Verdacht in ihm auf. Dieser Verdacht that ihm weh, unglücklich weh, er konnte sich selbst nicht Rechenschaft ablegen über dieses Gefühl. Was ging ihn denn das fremde Mädchen an? Aber als er in das lässliche, unglückliche Wiften blickte, sah er einen Mann, geparkt mit feinstem Schmuck, aber keine die Augen, diese melodische, läse Stimme konnten nicht lügen.“

„Sie ist Ihnen ein Räthsel, und doch ist's so einfach. Soll ich es Ihnen mittheilen?“ Sie blickte ihn freundlich an.

„Nun denn, hören Sie zu! Ich früh einhalb sechs Uhr fehe ich auf und bleibe mich vollständig an, dazu brauche ich nur kurze Zeit, zwanzig Minuten, dann nähe ich recht feig, etwa anderthalb Stunden, für außer Gesellschaft Aristokratien, dann gebe ich in's Frühfrühstücken und nehme im Kreise meiner Kolleginnen mein Frühstück ein, und belege mich hierauf in's Ge-

ger und Glend preisgegeben, wenn nicht auch übrige Arbeiterschaft sich mit den Ausgesperrten verständig erklärt und die um ihr Koalitionsrecht pfenden Tabakarbeiter thätkräftig materiell unter-

... ..

parisch erklärt und die um ihr Koalitionsrecht pfenden Tabakarbeiter thätkräftig materiell unter-

